

Das Mittwochsporträt

VON SOPHIE BURFEIND

Vor ein paar Tagen hatte Paula Schwarz noch lange blonde Haare, jetzt ist ihr Schädel kahl rasiert. Sie nippt an einem Whisky mit Cola light, dazu Dorade mit Salat, sie ist sehr schlank, sie hat mal gemodelt. Sie trägt einen engen grauen Jumpsuit, rückenfrei. Wenn sie sich zur Seite dreht, sieht man auf ihrem linken Schulterblatt einen Schriftzug: Jeder Mensch ist frei.

Und darum geht es in der Geschichte von Paula Schwarz: um Freiheit.

Schwarz ist 26 Jahre alt, sie sitzt oft hier im Soho House in Berlin, einem privaten Klub, wo man nur Mitglied wird, wenn die Jury einen zur kreativen Elite zählt. Das Soho House hat sieben Etagen, ein Restaurant, ein eigenes Kino, einen Pool auf dem Dach, ein Hotel mit 89 Zimmern, in dem Madonna oder George Clooney nächtigen, wenn sie in der Stadt sind. In der Bar steht ein Flügel, auf dicken Teppichen teure Möbel im Herrenhaus-Stil. Es gibt hier nicht viele 26-Jährige.

MITTWOCHSPORTRÄT

Aber man spricht mit einer 26-Jährigen, die für eine neue Generation von Erben steht, bei der Reichtum und Einfallreich-tum zusammenkommen. Bei der das „Wir schaffen das“ der Kanzlerin plötzlich einleuchtend klingt.

Vor einem Jahr hat das *Forbes*-Magazin Paula Schwarz zu den wichtigsten Sozialunternehmern unter 30 gewählt, Ende Januar hat sie zum zweiten Mal beim Weltwirtschaftsforum in Davos über die Flüchtlingskrise gesprochen. Sie hat Firmen gegründet wie Startup Boat oder Startup Aid, Netzwerke wie den Migration Hub, sie hat Apps für Flüchtlinge programmiert, eine private Akademie in Griechenland gegründet und mobile Kliniken für Krisengebiete entwickelt. Sie arbeitet mit Bayer, Cisco, Google und Airbnb zusammen, aber auch mit Worldreid oder dem Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen. Das ist ziemlich verwirrend. Schwarz sagt: „Ich verstehe es ja auch nicht.“

Sie zieht ein iPhone aus der Tasche, das Display ist völlig zersplittert. Sie hat ihres einem Flüchtling geschenkt und dafür seines genommen. Natürlich könnte sie sich ein neues kaufen, sie könnte sich fast alles kaufen, aber darum geht es nicht.

Paula Schwarz kommt aus einer sehr reichen deutschen Familie. Ihr Großvater hat 1946 den Medikamentenhersteller Schwarz-Pharma gegründet, seit 2007 gehört das Unternehmen einem belgischen Konzern. Ihre Familie besitzt Immobilien in Deutschland und in Griechenland, wo ihre Mutter herkommt, eine Villa in München, eine Familienstiftung, viele Millionen. „Ich hatte sehr früh sehr viele Ressourcen zur Verfügung“, sagt Schwarz. Alle Ressourcen, aber nicht alle Freiheiten.

„Ich musste immer Dinge machen, die in den familiären Kontext passen.“

Als Paula zehn Jahre alt ist, zieht ihre Familie nach Griechenland. Auf der griechischen Schule bekommt sie auf einmal schlechte Noten. Als die Familie zwei Jahre später wieder nach Deutschland zieht, muss Paula alleine in Griechenland bleiben. „Die deutsche Schule würdest du nicht schaffen“, sagen ihre Eltern. Ein paar Jahre später fliegen sie mit ihr nach London. Zum Shoppen, sagen sie, und bringen sie in ein Internat. „Das war der Moment, an dem ich angefangen habe, gesellschaftliche Normen zu hassen“, sagt Schwarz.

Nach dem Abitur will sie nach Indien oder Afrika, arbeiten oder reisen, ihre Eltern sagen: entweder ein demokratisches Land oder ein Studium. Schwarz macht ein Praktikum bei der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch in New York und bleibt ein Jahr lang in Jordanien. „Ich hatte keine Lust mehr zurückzukommen. Ich musste immer Dinge machen, die in den familiären Kontext passen.“ Sie rasiert sich zum ersten Mal die Haare ab.



Paula Schwarz im Haus der Eltern in München. Ihr Großvater hat nach dem Zweiten Weltkrieg ein Pharma-Unternehmen gegründet.

FOTO: FLORIAN PEJAK

Die Freiheit, zu tun und zu lassen

Paula Schwarz ist 26 Jahre alt, Firmengründerin, erfolgreiche Sozialunternehmerin – und reich. Sie steht für eine neue Generation junger Erben, die sich nicht ausruhen

Sie kommt doch zurück, studiert Politikwissenschaft in Berlin, gründet mit 21 ein Unternehmen, scheitert. „Wenn ich nicht mehr weiterweiß, lege ich mich auf den Boden und gucke die Decke an“, erzählt sie. Als sie ihr Büro ausgeräumt hat und auf dem Boden liegt, beschließt sie, nach Griechenland zu ziehen, und nur noch von dem Geld zu leben, das sie selbst verdient. Sie zieht auf die Insel Samos, wo ihre Mutter herkommt. Es ist der Höhepunkt der Flüchtlingskrise und der Beginn ihrer heutigen Arbeit.

Von da an geht alles sehr schnell. Schwarz gründet das Startup Boat, einen schwimmenden Thinktank auf dem Mittelmeer, auf dem Nichtregierungsorganisationen, Politiker, Wissenschaftler und Unternehmer zusammenkommen. Sie sprechen über humanitäre Probleme und über Lösungen, die Unternehmen zahlen. Es kommen deutsche Politiker, aber auch Vertreter von Unternehmen wie Bosch oder Google. Auch die Idee für den Migration Hub entsteht dort, eine Art Arbeitsraum für soziale Start-ups, den es mittlerweile in mehreren deutschen Städten gibt. Parallel programmiert Schwarz Apps für Flüchtlinge, Informationsplattformen, einen Lieferservice für Erste-Hilfe-Güter.

Reiche Erben, das waren einmal Leute, die Geld gespendet oder Stiftungen gegründet haben. Paula Schwarz will etwas bewegen. Sie will mit Technologien Grenzen überwinden, Menschen zusammenbringen, ihnen die Möglichkeit geben, ihr Leben frei zu gestalten, jeder Mensch soll

frei sein. „Wir haben so viel Technik, und Technik ist doch dazu da, die Welt besser zu machen.“ Sie macht vor, dass das geht.

Ihre Familie hat ein Museum auf Samos. Gemeinsam mit der Familienstiftung organisiert sie Kunstkurse für Einheimische und Flüchtlinge, sie gründet die Pythagoras-Akademie, in der Einheimische und Geflüchtete Programmieren lernen. Sie gründet Startup Aid, ein dreimonatiges Förderprogramm für Flüchtlinge, die ein Unternehmen gründen wollen. Gerade will sie herausfinden, wie man aus Schrott Häuser im 3-D-Verfahren drucken kann, es gibt doch so viel Schrott.

Paula Schwarz trinkt jetzt Ingwertee mit Süßholz, drei Stunden später, sie hat viel zu erzählen. Sie sucht nach Worten, um ihre Rolle zu beschreiben. Innovationsagentur? Ein Satellit, der oben kreist und Signale an seine Teams am Boden sendet? Man könnte auch sagen, dass sie eine Vermittlerin zwischen Unternehmen und Hilfsorganisationen ist. Beide Seiten wenden sich an sie, weil sie ohne Hilfe oft nicht zueinanderfinden. Die einen wollen Geld in soziale Projekte investieren oder neue Technologien testen, die anderen suchen Investoren. Schwarz vermittelt.

„Hey, wie geht's?“, Küsschen links, Küsschen rechts, Paula Schwarz muss mal wieder jemanden begrüßen. Ein Unternehmer aus Hamburg. „Wir hören uns!“, sagt sie am Ende. Alles strategisch.

Der Unterschied zwischen Paula Schwarz und anderen 26-Jährigen ist, dass die anderen nicht von Bayer angeru-

fen und gefragt werden, in welches soziale Projekt der Konzern noch ein paar Millionen stecken könnte. Schwarz sagt, sie wird anrufen, weil sie die richtigen Leute kennt, Unternehmer, Politiker, Wissenschaftler. Weil die richtigen Leute sie kennen. Weil sie im CDU-Wirtschaftsrat sitzt, beim Weltwirtschaftsforum spricht, weil sie weiß, wie man sich in diesen Kreisen verhält. „Ich war immer zerrissen zwischen dem humanitären Engagement und diesem Society-Ding, jetzt kann ich das verbinden.“ Das Magazin *Businesspunch* hat ihr Vorgehen mal so beschrieben: „Think like a shark, act like a dolphin“, denke wie ein Hai, handle wie ein Delfin.

Im selben Boot

Im Sommer 2015 gründete Paula Schwarz das „Startup Boat“, um Flüchtlingen zu helfen. Auf einem Boot im Mittelmeer vor Griechenland kommen Menschen aus Industrie, Entwicklungshilfe und Wissenschaft zusammen. Zuerst ging es darum, Lösungen für die humanitären Probleme der Flüchtlingskrise zu entwickeln. Daraus entstanden Projekte wie Kooperationen sozialer Start-ups, eine private Akademie für Flüchtlinge in Griechenland oder Apps für Erste-Hilfe-Güter. Mittlerweile engagieren sich Mitarbeiter der Initiative auch in Afghanistan und Jordanien und erarbeiten mit den dort lebenden Menschen Projekte für die regionale Entwicklung. so

Paula Schwarz steht aber auch für eine Generation von Unternehmern aus reichen Familien, die nicht mehr nur Geld verteilen, sondern ihr Netzwerk nutzen wollen, um zu helfen. „Next Gens“ nennt man diese Bewegung in den USA. Andreas Rickert, der Chef von Phineo, einem Beratungshaus für gesellschaftliches Engagement, sagt: „Bei ihnen verwischen die Grenzen zwischen einer rein philanthropischen Charity-Arbeit und einem unternehmerischen Ansatz, Paula Schwarz ist dafür ein gutes Beispiel.“ Weil Leute wie sie mehr Ressourcen zur Verfügung hätten als andere, können sie soziale Projekte früher und schneller umsetzen.

„Wenn du keinen Kontakt wie Paula hast, kommst du nicht an Geld“, sagt Sebastian Jünemann am folgenden Morgen. Es ist neun Uhr, ein Treffen in einem Berliner Café, Schwarz hat ein paar Leute eingeladen, mit denen sie zusammenarbeitet. Jünemann ist der Vorsitzende von Cadus, einer kleinen deutschen Hilfsorganisation, die mobile Kliniken für Krisengebiete entwickelt hat, Schwarz vermittelte die Investoren. Die Otto-Familie hat eine Klinik bezahlt. Mit am Tisch sitzt eine junge Bauunternehmerin, mit der sie mobile Häuser nach Griechenland bringen will, ein Flüchtling aus Syrien, der sich mit einem Cateringservice selbstständig gemacht hat, ein Brasilianer, der zum Thema Migration forscht. „Lasst uns die Welt verändern!“, ruft Paula Schwarz am Ende. Man könnte das für naiv halten. Aber dafür ist sie zu erfolgreich.